

## Literatur



Alles auf Zucker: Im zweiten Band seiner Memoiren ist Stephen Fry von Drink zu Drink unterwegs zwischen der Universität Cambridge und dem Theater.

Foto dpa

## Das ist kein Spaß, auch wenn es so aussieht

Wie ernst es ist, komisch zu sein: Im zweiten Band seiner Memoiren fällt der britische Allroundcomedian Stephen Fry über sich selbst her und beweist, dass alle Lachlust aus den schwarzen Wäldern der Schwermut erwächst.

Schon seit langem bedrängt Stephen Fry der ja auch nicht immer besonders kitschige Gedanke an den Tod – 1995, siebenunddreißigjährig und beliebt wie kaum ein zweiter Entertainer seines Landes, verschwand er plötzlich aus der Inszenierung eines Stücks von Simon Gray, dem damals berühmtesten Alkoholiker unter den Dramatikern Großbritanniens. Das Publikum war schockiert: Lag es an Grays unerschrocken vielseitiger Trinkseligkeit? Oder eiferte Fry seinem Hausdämon nach, Oscar Wilde, den er nur ein Jahr später mit einer solch intimen Innigkeit spielen würde, als wäre er für diese Filmrolle geboren worden?

Fry stieg noch in derselben Nacht in sein Auto, um sich in der verschlossenen Garage das Leben zu nehmen. Doch dann entschied er sich anders, verließ England, kehrte heimlich nach London zurück und wies sich selbst in eine Klinik ein, während sich die Presse der Nation vor regenbogenentzückter Sorge um „unseren Stephen“ kaum zu fassen wusste: Wo war und was war nur los mit Stephen Fry?

Weder Grays allmorgendliche Champagnerwut noch Frys hemmungsloses Lampenfieber sollten bei jenem Theaterabendesaster im Spiel gewesen sein: Die Ärzte setzten auf „bipolare Störung“, „manische Depression“ – jene Befindlichkeit also, in der man vor Lebensgier und Tatendrang ganz Tokio mit Strom versorgen könnte, bis etwas in dir auf einmal den Stecker zieht und jede Energie verzwei-

felt zu nichts zerfällt. Oder quälte Fry die höflichere Abart des Bipolaren, „Zyklothymia“ genannt? „Auch kein Spaß, weil nicht zu verwechseln mit der regelmäßigen Einnahme von Thymian.“

Einerlei – niemals würde Stephen Fry auf seine Berufung verzichten wollen, auch wenn er dafür von seinen Angststörungen befreit wäre. Denn Fry ist nicht aus Zufall Mr. Peter „Kingdom“ in der gleichnamigen Fernsehserie, Possenmonarch des Vereinigten Königreichs, bekannt als einer der lebenswertesten und kindlichsten Menschen auf Erden und doch von hochmütiger Frechheit, wann immer ihm danach ist, ein von der Oberklassen-Grandiosität faszinierter Sozialist und auch darin Wappentier seines Landes – zum „Sir“ geadelt zu werden stünde ihm zwar zweifellos zu, aber das sagt er vielleicht denn doch etwas zu oft. Filmregisseur, Romanautor und der bei weitem eleganteste aller Vorleser „Harry Potters“, Podcast-, Twitter- und Apple-Apostel, ist er zugleich Universitätsrektor, Umweltschützer, Quizshow-Conferencier, „zu neunzig Prozent schwul, was natürlich schon verdammt schwul ist“ – und Jude: „Auch das noch?“, soll einer seiner Kommilitonen in Cambridge gekichert haben, „ein Homo zu sein genügt dir wohl nicht?“

Genug? War ihm niemals genug. Den ersten Band seiner Endlosmemoiren, „Columbus war ein Engländer“, vollendete er mit vierzig, und dem Selbstporträt eines halbwegsigen Cocktails aus Oscar Wilde und Rowan Atkinson, der die Wärter, die im Moralkostüm der Mehrheit die Schranke zwischen Fülle und Exzess bewachen, umging und der dafür ins Gefängnis kam; im zweiten Band, den „Fry Chronicles“, die unter dem frywürdigen Titel „Ich bin so fry“ durch Teja Schwaner die sprachliche Reise über den Ärmelkanal mit all ihren maßlosen Anspielungen und Alliterationen unversehrt bewältigt haben, blitzt die Diagnose einer etwaigen manischen Depression nur ein einziges Mal und ganz nebenbei auf, gerade weil sie ihn so glück-

haft regiert. Wer uns so gespenstisch mühelos zum Lachen bringen kann, schöpft seine Komik aus einer Angst, die ihn seit jeher durchherrscht: „Während fast meiner gesamten Kindheit und Jugend war ich in der schwer zu durchdringenden Dunkelheit eines feindseligen Waldes verloren gewesen, im Gewirr von Dornensträuchern, im heimtückischen Unterholz und bedroht von hasserfüllten Kreaturen, die ich mir selbst erschaffen hatte.“

Dies käme jedem Melancholiker bekannt vor, und so ist Frys Autobiographie zuallererst Selbsttherapie: Sein wallendes Haar raufend, türmt er darin Wellenbrecher gegen seine Ängste auf, und oft erscheint es dabei lustiger, Leuten zuzuse-



Stephen Fry: „Ich bin so fry“. Meine goldenen Jahre.

Aus dem Englischen übersetzt von Teja Schwaner. Aufbau Verlag, Berlin 2011. 541 S., geb., 22,99 €.

hen, wie sie auf einem Friedhof ein Grab ausschaufeln, als Stephen Fry zu sein – da mögen seine Wortcartoons ihn noch so erfolgreich für jene Anhäufung von Irrtümern entschädigen, aus dem sich nach eigenem Befinden sein Wesen zusammensetzt. Kein Wunder, dass er seine Wellenbrecherei mit wenig Selbstvertrauen treibt: Planlos schreibt er sich die zehn „goldenen Jahre“ seiner Karriere bis zum dreißigsten Geburtstag von der Seele, begegnet beim Cambridge-Studium satzenreich Hugh Laurie alias „Dr. House“ – doch anstatt, wie in seinen Sketchen für „A Bit of Fry and Laurie“, wenn es an die zweite Hälfte ging, immer komischer zu werden und das Tempo zu erhöhen, erliegt Fry seinen Weitschweifigkeiten darüber, wer bei der BBC wann was wie für lustig befunden hat.

Der beste Drink des Tages, glaubte James Bond, sei der kurz vor dem ersten, und nach dieser Maxime versäuft sich zuweilen auch Frys Autobiographie: „Stephen“, wie er sich in Selbstanrede mit eindringlichem Freundschaftsblick auf seine Leser hin nennt, liebt es, „in der üppigen Vielfalt der Wörter zu schwelgen oder wild mit ihnen um mich zu werfen“. Zumeist denkt er dabei nur an sich, erwartet von jedem, dass er dasselbe tut, und nennt es Mitgefühl. Auf jenem Bankett, das wir „Literatur“ nennen, ähneln ja auch seine bislang vier Romane einem Avocadodip, worin ein an der Haute Cuisine erschöpfter Leser seine Tortillachips tunkt. Fry hätte, gesteht er uns ein, schon immer mehr aus sich machen können.

Und doch: Wenn die Antiraucherepidemie ihr hartverdientes Ende findet, wird man Frys seitenlange Schilderung des Rauchgenusses zur Anthologiereife nobilitieren. Er krönt sie mit dem Aperçu des Großdramatikers Tom Stoppard, den eine haltlose Amerikanerin auf einer Dinnerparty mit dem Satz „Dabei sind Sie so intelligent!“ aus seiner Nikotinruhe holte: „Das bringt Sie doch um!“ Er würde sich anders verhalten, erwiderte Stoppard, wenn als Alternative die Unsterblichkeit zur Auswahl stünde.

Schriftsteller, so Wilde, sind Leute, in denen sich die Menschheit verwirklicht, und so gelingen auch Memoiren wie diese nur, wenn der Verfasser sich darin als bloß ein wenig exzentrischer in seiner Daseinsnot erweist als wir selbst, mithin der Leser die Frage, ob es auf diesem Planeten Menschen gibt wie Stephen Fry, freimütig bejaht. „Ich bin nicht mein Typ“, schrieb er einmal, und wenn ihn hier der Selbstkel packt, das Bewusstsein seines körperlichen Verfalls, seiner Körperscham und Windschiefigkeit und die Furcht vor ewig währendem Kummer, wird er einer von uns. „Fallen Sie nicht alledem ebenfalls zum Opfer?“, fragt er: „Das kann ich nur hoffen.“ Würde man den Wert eines Buches allein an seiner Menschlichkeit bemessen, wäre „Ich bin so fry“ ein Meisterwerk. MARKUS GASSER